Der Montagsbrief : Radioplauderei von Fred Stauffer

Autor(en): **Stauffer, Fred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art**

Band (Jahr): **- (1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-623252

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Montagsbrief

Radioplauderei von Fred Stauffer

Seit Kriegsende fährt das Schiff der schweizerischen Wirtschaft mit vollen Segeln auf den goldenen Wogen einer Hochkonjunktur. Seit genau demselben Zeitpunkt leiden die schweizerischen bildenden Künstler, Maler und Bildhauer, (nach relativ guten Kriegsjahren) unter einer geschäftlichen Depression, die zu den gesegneten Zeiten ihrer Miteidgenossen in einem wahrhaft grotesken Gegensatz steht. Die stark gesunkenen Verkausziffern der öffentlichen und privaten Kunstinstitute und die wachsende Beanspruchung der Schweizerischen Hilfskasse für bildende Künstler reden da eine nur zu deutliche Sprache.

Forschen wir nach den Gründen dieser seltsamen Erscheinung, so finden wir eine Kombination von psychologischen und materiellen Elementen.

Während des Krieges war die Bewegungsfreiheit der Schweizer durch Benzinmangel und Grenzsperre weitgehend eingeschränkt. Sorgen aller Art und die Erkenntnis von der Hinfälligkeit alles Irdischen bewirkten in den Leuten eine gewisse Einkehr und Verinnerlichung, einen Hang zur Besinnlichkeit und Beschaulichkeit. Es entstund damit eine der Beschäftigung mit Kunst sehr günstige Geisteshaltung. Man war mehr als vorher zuhause und das Heim kam zu seinem Recht. Man beschäftigte sich damit, man stattete es weiter aus und zu seinem Schmuck wurden Kunstwerke gekauft. Es entwickelte sich eine Gastfreundschaft von Haus zu Haus, man verglich; das Heim und seine Pflege wurden der Sphäre des sozialen Prestiges angenähert.

Dann kam der Friede und damit Benzin und Auslandsreisen. Man trifft sich jetzt nicht mehr daheim, sondern in irgend einer renommierten Gaststätte, nachdem man im neuen Wagen mindestens ein paar Dutzend Kilometer hinter sich gebracht hat. Man spricht von Geschäften, man spricht viel und ausgiebig vom Auto und man erzählt von den Auslandsferien. Man vergleicht: Die Zahl der Pferdestärken, die Höchsgeschwindigkeiten und die Zahl der gefahrenen Kilometer, Luxuskarosserien, die Häufigkeit der Anschaffung neuer Wagen, das Renommé fremdländischer Kurorte und Luxushotels, all das wird jetzt ausschlaggebend für die soziale Einschätzung. Das Land der schönen Kunst ist weit unter die Bewusstseinsschwelle gesunken und taucht kaum einmal durch Erwähnung eines Pflichtbesuches in einer berühmten ausländischen Galerie kurz im Gespräch auf.

Ein weiterer Umstand kommt hinzu. Infolge der Hochkonjunktur ist eine neue Schicht von Besitzenden entstanden, eine Gesellschaft, die auf Grund ihres Herkommens und ihres Lebensganges auf die verfeinerten Vergnügungen des Kunstgenusses wenig vorbereitet ist. Ihr wird der Zugang zur zeitgenössischen Schweizerkunst noch dadurch erschwert, dass auch deren alemannischer Teil sich weitgehend von der stark gegenstandsgebundenen deutschen der mehr formal interessierten französischen Kunst zugewendet hat.

Wie mit Luftwurzeln sind diese geistig-seelischen Krisenursachen verbunden mit rein materiellen Tatsachen, die sich überzeugend in Zahlen darstellen lassen.

In den Jahren 1945-1949 wurden in die Schweiz eingeführt an Automobilen 93.763 Stück im Werte von 580 Milionen Fr. Da ohne Zweifel noch eine beträchtliche Anzahl vorher schon in der Schweiz befindlicher Wagen laufen, dürfen wir für weitere Ueberlegungen sicher mit 100.000 Wagen rechnen, ohne Gefahr, damit zu hoch zu greifen. Die durchschnittlichen jährlichen Haltekosten für ein Auto betragen ungefähr 2000 Fr. Für 100.000 Wagen 200 Millionen Fr. Einen nicht feststellbaren Betrag machen die Millionen aus, die infolge des erhöhten Lebensstandards der Autobesitzer in Umlauf gesetzt werden. Sie müssen hier ausserhalb unserer Rechnung bleiben. Ferien im Ausland sind grosse Mode geworden. In einem der letzten Jahre wurden über 600.000 Auslandspässe gelöst.

Wenn wir annehmen, dass jeder von diesen Auslandsreisenden im Durchschnitt 300 Fr. verbraucht hat (das ist sehr wenig gerechnet, in einem mir bekannten Fall waren es 750.—), so ergibt dies pro Jahr 180 Millionen Fr. Zählen wir zusammen:

Ankauf von Automobilen pro Jahr	120 Mill.
Unterhalt derselben	200 Mill.
Ausgaben für Auslandsferien	180 Mill.

Zusammen die hübsche Summe von einer halben Milliarde.

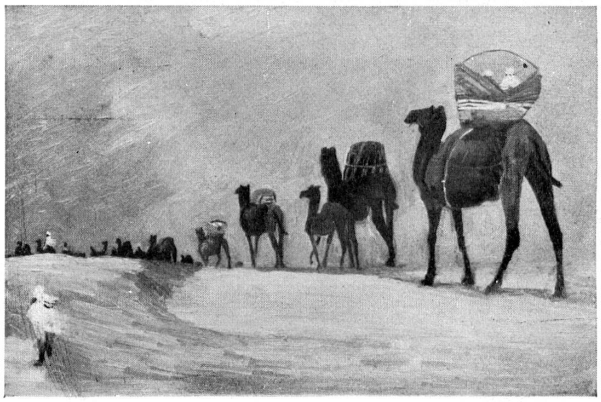
Wir haben es hier gegenüber der Kriegszeit mit einem enormen Anstieg dieser Art von Ausgaben zu tun, zugleich aber mit einem für den bildenden Künstler sehr verhängnisvollen Absaug- und Umleitungsprozess. Dadurch werden früher dem Kunstkauf reservierte Mittel nach den Gefilden anderer, derberer Genüsse abgezogen, die der allgemein herrschenden Mode besser entsprechen.

Den Ausfall der privaten Kauflust auszugleichen, bemühen sich in höchst verdankenswerter Weise öffentliche Instanzen, Bund, Kantone, politische und Kirchgemeinden. Basel z. B., das hier voranging, hat heute einen regelmässigen, jährliche Kunstkredit von 60.000 Fr. Der Kanton Bern 30.000 Fr. Städte, wie Zürich und Bern, geben von Fall zu Fall sehr beträchtliche ihrer Grösse angemessene Beträge aus für Ankäufe, Wettbewerbe und Aufträge. Künstlerischer Schmuck kommt in vermehrtem Masse auch in den protestantischen Kirchen zur Anwendung. Der Bund endlich hat seinen Kunstkredit für das Jahr 1950 auf 150.000 Fr. erhöht, nachdem er seit 1887 auf 100.000 Fr. stand. Diese 100.000 Fr. betrugen anno 1887 bei einer Gesamtausgabe des Bundes von 28 Millionen fast 4 Promille derselben, im Jahre 1948 gegenüber 1 ½ Milliarden Gesamtausgaben noch 1/15 Promille. Die Geldentwertung eingerechnet und mit der Subventionierung anderer Berufsstände verglichen, erscheint bei aller Anerkennung des guten Willens die nun vorgenommene Erhöhung doch nicht gerade als eine Tat von ausgesprochen tollkühnem Charakter.

Wie stehen angesichts der angeführten Verhältnisse die Zukunftsaussichten der Schweizer Künstler? Künstlerisch für alle nicht ermutigend, da trotz gewisser Anstrengungen das Interesse des Publikums mit Kunstprämierungen u. s. w. aufzupeitschen, das Echo doch gering und wenig nachhaltig bleibt. Gut sind die finanziellen Aussichten nur für diejenigen, (sie sind eine kleine Minderheit) die entweder einen grosszügigen Mäzen oder eine reiche Familie hinter sich haben. Ebenso für diejenigen, die Vermögen geerbt, eine reiche oder den Unterhalt für die Familie verdienende Frau geheiratet haben. Endlich auch für die geborenen Verkäufer, die als Bilderhändler bei Selbstherstellung der Ware die heute in allen Branchen gebräuchliche aktive Art des Verkaufens betreiben. Dies bedingt aber bei Ausstellungen die ständige Anwesenheit des Künstlers zur Bearbeitung der Kundschaft, eine für die Künstler entschieden entwürdigende Tätigkeit, die auszuüben sich gerade die wertvolleren kaum werden überwinden können.

Die grosse Mehrzahl wird gezwungen sein, entweder neben einem ganz kunstfremden Brotberuf, oder unter Opferung eines Grossteils der Zeit für Unterricht ihrer eigentlichen Bestimmung nur nebenher zu leben. Dieser Zustand liegt natürlich nicht im Interesse der Kunst und unseres Rufes als Kulturvolk. Ob Gottfried Keller mit seinem oft zitierten und oft widersprochenen bittern Wort wom Holzboden nicht doch am Ende recht behält?

Fred Stauffer.



Walter Schneider, Basel *In der Wüste*

Gute Text- und Bildbeiträge werden immer gerne entgegen genommen — auch von Passivmitgliedern.